

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 56 (2000)

Artikel: Die Kinder Moses' in Transoxanien : zur Geschichte der jüdischen Diaspora in Usbekistan
Autor: Messmer, Matthias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Kinder Moses' in Transoxanien

Zur Geschichte der jüdischen Diaspora in Usbekistan

von *Matthias Messmer**

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Zentralasien ist ohne Zweifel eine der einzigartigsten und bisher am wenigsten erforschten der gesamten Diaspora. In den südlichsten Regionen der früheren UdSSR, den heute unabhängigen Staaten Kirgisien, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan leben noch ungefähr 30 000 Juden, sowohl alteingesessene Bucharer Juden – auch mittelasatische Juden genannt – wie später eingewanderte Aschkenasim.

Ali Schir Nawai (1441–1501) hatte gewiss recht, als er schrieb: „Wenn deinem Volk du Nutzen bringst, so wisse, dass du dir selbst dadurch am meisten nutzt.“ Dies gilt nicht nur für die Usbeken, sondern auch für alle anderen im Laufe der Jahrhunderte sich entlang der ehemaligen Grossen Seidenstrasse – auch unter Zwang – angesiedelten Völker: Für die Turkvölker der Turkmenen, Kirgisen und Kasachen ebenso wie für die persischstämmigen Tadschiken, für Russen, Deutsche und Koreaner und nicht zuletzt für die möglicherweise (als die zehn verlorenen Stämme) bereits seit dem Untergang des Königreichs Israel (2 Kön 17,6), gewiss aber nach der Heimkehr aus der babylonischen Gefangenschaft im Lande hinter dem Oxus (Amu Darja) beheimateten Juden. Nach der Zerstörung des Zweiten Tempels von Jerusalem 70 n. Chr. durch die Römer setzte ein noch grösserer Strom jüdischer Einwanderer in dieses Wüstengebiet mit seiner Hochkultur ein, der allerdings zu Breschnew-Zeiten sowie gegen Ende der Perestroika und hauptsächlich seit der Unabhängigkeit der Republik Usbekistan im Jah-

* Dr. *Matthias Messmer*, Universität St. Gallen, Hochschule für Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften, Dufourstr. 50, CH-9000 St. Gallen.

re 1991 in entgegengesetzter Richtung verläuft.¹ Lebten hier kurz vor dem Zusammenbruch der UdSSR noch ungefähr 80 000–90 000 Juden, sind es mittlerweile noch zirka 20 000–25 000, von denen etwa 70 % in Taschkent wohnen,² die übrigen in Samarkand (3000–4000), Buchara (2000–3000) und einige Hundert in autochthonen Gruppen im Fergana-Tal.³

Die Kinder Moses' – jung und alt – haben sich die weisen Worte des Begründers der usbekischen Literatur an diesem trocken-heissen Nachmittag ganz offensichtlich zu Herzen genommen. In Grüppchen stehen charmante und stolze Mädchen mit dunkelbraunem Teint und schwarzen Augen, in frechem Minijupe oder adrettem Abendkleid, vor dem 1990 eröffneten Kulturzentrum der Bucharer Juden in Samarkand, der „fruchtbaren Ansiedlung“, als stunde eine Misswahl auf dem Programm. Dem ist aber nicht so, vielmehr geht es um einen von der ‚Jewish Agency for Israel‘ (Sokhnut) organisierten Sprachwettbewerb in Iwrit zwischen den jüdischen Gemeinden von Buchara und Samarkand,⁴ der zeigen wird, wer auf die Aliya, die Rückkehr nach Erez Israel, besser vorbereitet ist. Die Stimmung im neben der

¹ Nach Schätzungen der Hebrew Immigrant Aid Society (HIAS) lebten am 31. Dezember 1991 in den ‚muslimischen Sowjetrepubliken‘ (Usbekistan, Kasachstan, Aserbaidschan, Tadschikistan, Kirgisien und Turkmenistan) noch etwa 100 000 Juden (aschkenasische und mittelasiatische Juden), was ungefähr 10 % der gesamten sowjet-jüdischen Bevölkerung ausmachte. 1993 waren es bereits nur noch 60 000 (8 %). Vgl. dazu Y. FLORSHEIM, Immigration to Israel From the Former Soviet Union in 1991, in: *Jews and Jewish Topics in the Soviet Union and Eastern Europe* 19 (1992), S. 5 bzw. Y. FLORSHEIM, Jewish Emigration from the Former Soviet Union in 1993, in: *Jews in Eastern Europe* 26 (1995), S. 25. Zwischen 1989 und 1993 verliessen mehr als 60 000 Juden die heutige Republik Usbekistan, was ungefähr 65 % der gesamten jüdischen Bevölkerung dieses mittelasatischen Staates entspricht (Y. FLORSHEIM, Jewish Emigration, S. 26). In dieser Zahl eingeschlossen sind die nach Israel sowie in die USA emigrierten Juden.

² In der Hauptstadt Taschkent ist die überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung aschkenasischer Herkunft, während in Samarkand und Buchara die mittelasiatischen – Bucharer – Juden eine knappe Mehrheit bilden (gemäss den Angaben der Jewish Agency for Israel ‚Sokhnut‘).

³ Angaben gemäss der tabellarischen Zusammenstellung der Jewish Agency for Israel (Sokhnut) in Taschkent. Die Zahl der aus Usbekistan ausreisenden Juden ist innerhalb der GUS eine der höchsten. Vor allem aus den Provinzen Samarkand und Buchara ist die Emigration von Jahr zu Jahr – z. B. im Vergleich des Jahres 1993 zum Vorjahr – signifikant gestiegen, währenddessen die Ausreise aus dem Fergana-Tal im gleichen Zeitraum sogar abgenommen hat (vgl. Y. FLORSHEIM, Jewish Emigration, S. 30).

⁴ In jüdischen Kreisen in Usbekistan gibt es eine sogenannte inoffizielle Städte-Hierarchie der bucharisch-jüdischen Gemeinden, auf die – vor allem von den Bewohnern der ‚besser plazierten‘ Städte – grosser Wert gelegt wird. Die ‚Hierarchie‘ beginnt bei Samarkand und reicht über Buchara, Taschkent bis nach Kokand und Shahr-e Sabs.

städtischen Feuerwehr gelegenen grossräumigen und an den Innenwänden mit Plakaten aus Jerusalem und Tel Aviv geschmückten Zentrum ist ausgelassen und fröhlich. Es wird gesprochen, gesungen, getanzt und gespielt.⁵ Zum Abschluss werden die besten Darstellerinnen und Darsteller von Hana Fromkin, der in Kiew geborenen und eigentlich in Tel Aviv lebenden, doch jetzt bei Sokhnut in Zentralasien für Kulturfragen verantwortlichen Leiterin mit kleinen Preisen für den Alltagsbedarf ausgezeichnet. Nach der eindrücklichen, mehrstündigen Vorführung begeben sich die Schönheiten, nachdem sie – um nicht über Gebühr aufzufallen – ihre Kleidung den in diesem Falle westlichen Gewohnheiten ihrer usbekischen Landsleute angepasst haben, wieder auf die staubigen Strassen und Gassen einer wahrhaft zauberhaften Stadt, in der Medresen, Moscheen, Mausoleen und ehemalige Karawanereien das Bild der Märchen aus ‚Tausendundeiner Nacht‘ erwecken. Noch ist Samarkand, „wo alle Früchte wachsen, die man sich nur wünschen kann“ (Marco Polo), vom aufkommenden fundamentalistischen Islamismus, wie er sich beispielsweise in den letzten beiden Jahren im Fergana-Tal manifestiert hatte, dank Präsident Karimows harter Hand und seiner säkularen Staatsideen des Kemalismus verschont geblieben.

Aschkenasische Juden in Mittelasien

Auch wenn in Usbekistan, wie Roman Melamed, der Redaktor der jüdischen (auf russisch erscheinenden) Zeitung ‚Gescher‘ (Brücke) betont, staatlich geförderter Antisemitismus kein Thema sei, hätten etliche Juden seit der Unabhängigkeit des Landes Angst vor der Gefahr einer schlechrenden Islamisierung.⁶ Nach dem fehlgeschlagenen Attentat auf Präsident Karimow im

⁵ Die Bucharer Juden gelten traditionellerweise als ausgesprochen musikalisch, gesellig und festfreudig. Bekannt sind ganze Musikantendynastien und Musikinstrumentenhersteller. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bucharer Juden als eigene soziale Gruppe ist sehr ausgeprägt, was sich in verschiedenen Bräuchen, z. B. bei Hochzeiten oder in Trauerritualen, zeigt.

⁶ Melameds Aussage korrespondiert mit den aus Emigrantenbefragungen Anfang der neunziger Jahre gewonnenen Einsichten über die Motive für das Verlassen des früheren Wohnortes. So etwa gaben 1992 fast 60 % der aus der GUS stammenden Immigranten ‚ansteigenden Antisemitismus‘ als Grund für ihre Ausreise an. Auf Rang zwei rangierte bei dieser Umfrage der Faktor ‚politische Instabilität und allgemeine Verschärfung ethnischer Konflikte‘. Vgl. dazu D. APTEKMAN, Jewish Emigration from the USSR, 1990 – 1992: Trends and Motivation, in: *Jews in Eastern Europe* 20 (1993), S. 28. In der Tat wurden bei nationalistischen Ausschreitungen gegen Angehörige nicht-usbekischer Nationalität in Andischan im Jahre 1990 auch die Wohnhäuser von dreizehn Familien bucharisch-jüdischer Herkunft zerstört. Nach diesen pogromartigen Verwüstungen emigrierte eine grosse Anzahl Juden aus dem Fergana-Tal.

Februar 1999 wurden in Taschkent Flugblätter gefunden, welche den Staatschef als Juden und Verräter bezeichneten.⁷ Ähnlich dem Aufbau eines wirtschaftlichen Beziehungsgeflechts zwischen Südkorea und den von Stalin während des Zweiten Weltkrieges aus den Grenzregionen bei Wladiwostok nach Zentralasien verschleppten Koreanern haben sich bis heute ungefähr dreissig usbekisch-israelische Joint-Ventures entwickelt, hauptsächlich im Bereich der Landwirtschaft und der Bodenbewässerung. Neben den alteingesessenen Juden Zentralasiens, den Bucharer Juden, die übrigens deshalb zum Zweig der Sepharden gezählt werden, weil sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf Empfehlung des marokkanischen Rabbiners Joseph ben Moses Mamon die Liturgie und das Brauchtum des sephardischen Judentums übernahmen,⁸ kam es erst seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu mehreren Einwanderungswellen aschkenasischer Juden – bereits in den sechziger Jahren hatten sich vereinzelt russische Juden an den Expansionsfeldzügen des Zarenreichs nach Mittelasien beteiligt. Anfänglich waren es russische Juden, die am Bau der fast 2000 Kilometer langen Transkaspirischen Eisenbahn von Krasnowodsk (dem heutigen Turkmenbaschi) am Kaspischen Meer durch Usbekistan nach Arys in Kasachstan mitwirkten, dann ‚entdeckten‘ Kaufleute aus dem Zarenreich die Handelsmöglichkeiten mit Mittelasien, was dazu führte, dass erstmals fabrikfertige Textilien mit den Produkten des bucharischen Handwerks konkurrierten.

Die russischen, aschkenasischen Juden hatten – rechtlich betrachtet – im 1867 gegründeten russischen Generalgouvernement Turkestan (dazu gehörten die von den Russen eroberten Gebiete von Samarkand, Taschkent und ab 1878 auch das Fergana-Tal) einen höheren Status als die Bucharer Juden und lebten vergleichsweise in Frieden (zumindest während der Herrschaft des ersten russischen Gouverneurs, General Konstantin Petrovic Kaufmann 1867–1882). So etwa waren sie beispielsweise bis 1891 nicht gezwungen, im sogenannten Ansiedlungsrayon (siehe Anm. 22) zu leben. In jenem Jahr änderte sich diese Praxis, als die Administration des Gouvernements dem russischen Generalstab vorschlug, die aus Russland stammenden und auf dem Gebiet Turkestan lebenden Juden „nicht näher als 100 Werst von der Grenze der beiden benachbarten Khanate Buchara und Chiva anzusiedeln,

⁷ Siehe auch *Neue Zürcher Zeitung* vom 30. Juni 1999, S. 5. Karimow wurde bei seinem Besuch in Israel betont herzlich empfangen.

⁸ V. DYMSHITS, The Eastern Jewish Communities of the Former USSR, in: *Facing West. Oriental Jews of Central Asia and the Caucasus*. Katalog zur Ausstellung über orientalische Juden im Jüdisch-Historischen Museum in Amsterdam 1998, S. 10. Es gelangten vor allem in Italien veröffentlichte Gebetsbücher nach Zentralasien.

um eine ‚Beaufsichtigung über sie sicherzustellen und keine Entwicklungen eines Schleichhandels unter ihnen zuzulassen‘⁹. Das Innenministerium in Moskau ordnete im Januar 1893 an, dass „diejenigen Juden, welche ausserhalb des Ansiedlungsrayons lebten und wegen irgendwelchen Merkmalen nicht zur Kategorie der Privilegierten passten, auszusiedeln seien“¹⁰. Selbst Zar Nikolaus II. veranlasste des öfters, dass man den russischen Juden den Weg in den asiatischen Teil des Imperiums versperren sollte: „Sie begannen bereits Sibirien zu überschwemmen. Man muss ihnen [...] den Zugang nach Turkestan und in die Steppengebiete versperren.“¹¹

Im Jahre 1902 wurden die Grenzen des Ansiedlungsrayons noch enger gezogen, und der damalige Generalgouverneur Ivanov verbot den (russischen) Juden sogar, sich in den russischen Siedlungen des Khanats von Buchara niederzulassen und Eigentum zu erwerben.¹² 1907 erliess die Regierung von Ministerpräsident Stolypin eine Anordnung, wonach die Ausweisung von Juden aus Gouvernementen ausserhalb des Ansiedlungsrayons ausgesetzt werden soll, was der damalige Generalgouverneur in Turkestan, A. V. Samsonov (1909 – 1914), der seine Aufgabe in der ‚Säuberung‘ Turkestans von Juden sah, schlichtweg ignorierte. Auch für die russischen Juden gab es – wie für die Bucharer Juden – besondere Einschränkungen im wirtschaftlichen Bereich. So etwa versuchte man seitens der Behörden, den von Juden geführten Unternehmungen alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Dazu gesellten sich Konflikte mit Teilen der moslemischen Bevölkerung, die sich Fremden und besonders Juden gegenüber oftmals voreingenommen zeigten und haltlose Beschuldigungen gegenüber Juden vortrugen, wie beispielsweise die Entweihung einer Moschee infolge der Gründung eines Kleinbetriebs. Überdies war es für Juden äusserst schwierig, nach dem Besuch des Gymnasiums ihre Studien an Universitäten fortzusetzen.

⁹ R. RABIC, Rossijskie evrei v dorevoljucionnom Turkestane. Pravovoe i social'noe polozenie 1864 – 1914 gg., in: I. Dvorkin (ed.), *Evrei v srednej Azii, prosloje i na-stojasce*, Peterburg 1995, S. 134.

¹⁰ R. RABIC, Rossijskie evrei, S. 134.

¹¹ R. RABIC, Rossijskie evrei, S. 135.

¹² Bereits 1897 wurde dem Novgoroder Bürger Isaak Il'ic Baranovskij untersagt, seinen Kleinbetrieb (eine Schnelldruckerei für Kanzleibücher, Visitenkarten, Formulare etc.) in Buchara zu eröffnen. Das Kriegsministerium antwortete auf eine Anfrage des Generalgouverneurs lapidar, dass russische Ansiedlungen in Buchara nicht zum Ansiedlungsrayon (siehe Anm. 22) gehören, „weil diese Plätze sonst von Juden überschwemmt würden und sie ihnen [den Juden] als Hauptstützpunkte für die Ausbreitung ihrer ausbeuterischen Tätigkeit in ganz Mittelasien dienten“ (zitiert aus R. RABIC, Rossijskie evrei, S. 143). Allerdings muss festgestellt werden, dass es keine offiziellen Gesetze gab, welche den Aufenthalt russischer Juden in russischen Ansiedlungen des Khanats verboten.

Die russischen Juden Mittelasiens spielten vor der Oktoberrevolution trotz etlicher Hindernisse eine bedeutende Rolle in technischen Berufen (so etwa wirkten einige Juden beim Bau der Eisenbahnlinie von Taschkent nach Orenburg 1899–1905 mit) sowie in medizinischen Einrichtungen. Auch im kulturellen Bereich (Verlags- und Pressewesen, Entwicklung der Photographie) konnten sie auf ihre Leistungen stolz sein.

Nach der Oktoberrevolution 1917 gehorchten Moskauer Revolutionäre dem Aufruf Stalins, des Kommissars für Nationalitätenfragen, die Sowjetisierung Mittelasiens in Angriff zu nehmen. In den zwanziger Jahren folgten Ärzte, Pädagogen, Ingenieure und Theaterleute, die auf Geheiss Moskaus beim Aufbau der kommunistischen Gesellschaft in Zentralasien behilflich sein sollten. In den dreissiger Jahren verbrachten – nicht nur jüdische – Häftlinge nach ihren Gefängnisaufenthalten in Sibirien ihre restliche Verbannungszeit in Usbekistan. Die grösste Zahl, ungefähr 100 000 Juden aus den von den Sowjets besetzten und den Nationalsozialisten eroberten Gebieten, fand hier im Verlaufe des Zweiten Weltkrieges bei usbekischen Familien Zuflucht.¹³ Die Mehrheit der Flüchtlinge (mit Ausnahme der polnischen Juden) blieb nach dem Holocaust in Zentralasien, da es sich hier – im Vergleich zum Westen der UdSSR – nicht allzu schlecht leben liess und die staatliche Antisemitismuskampagne der Kremlführung weniger spürbar war. Selbst Synagogen standen in Mittelasien auch in den schlimmsten Zeiten der stalinistischen Repression offen (in Margilan beispielsweise wurde während des sogenannten Ärztekommplotts 1952/53 in Moskau gar eine neue Synagoge errichtet), obwohl beispielsweise im Jahre 1951 der Rabbiner von Samarkand, Ezekiel, wegen ‚religiöser Aktivitäten‘ zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt wurde (allerdings 1957 wieder frei kam).¹⁴

Die Geschichte der Bucharer Juden verlief nicht ganz so tragisch wie jene ihrer aschkenasischen Glaubensbrüder. Zu Pogromen gegen Bucharer Juden kam es nie (mit Ausnahme des einen als Folge eines Ritualmordvorwurfs in Osh im Jahre 1911).¹⁵ Im Gefolge der Ausbreitung des Islams nach dem 7. Jahrhundert gelangten viele jüdische Kaufleute aus Persien und Babylonien auf Karawanenstrassen (der Überlieferung gemäss soll das Aramäische auf der Seidenstrasse die meistverwendete Sprache gewesen sein) ins damalige von Arabern, Türken und Chinesen beanspruchte Turkestan. Während der is-

¹³ Vgl. beispielsweise das persönliche Schicksal von Joseph Mlawski in E. R. WIEHN, *Kaddisch – Totengebet in Polen. Reisegespräche und Zeitzeugnisse gegen Vergessen in Deutschland*, Darmstadt 1984.

¹⁴ *Encyclopaedia Judaica*, Volume 14, Jerusalem 1971, S. 760.

¹⁵ Dymshits, Eastern Jewish Communities, S. 19.

lamischen Kalifendynastien galten die Juden den Herrschern als zu beschützende Ungläubige, die ihre Religion ausüben und sogar Wein anbauen durften (wie auch die später verfasste Strophe eines bekannten jüdischen Weinliedes zeigt: „Wein zu trinken bringt Eintracht“).¹⁶ Über die Zeit der mongolisch-tatarischen Herrschaft ist die Geschichtsforschung geteilter Meinung: Während die einen Chronisten über den Herrscher Timur-Leng (1336–1405), der heute in Usbekistan als nationale Integrationsfigur verherrlicht wird – wohl weil er von Samarkand aus ein kurzlebiges Riesenreich zwischen Ganges und Mittelmeer aufgebaut hat –, berichten, er hätte viele persische Juden, hauptsächlich Färber und Weber, zum Aufbau der Wirtschaft nach Zentralasien geholt,¹⁷ verweisen die anderen auf die Schreckensherrschaft des berüchtigten geistigen Nachkommens Dschingis Khans und die daraus resultierenden Leiden auch für die jüdische Gemeinschaft.¹⁸

Periode der Khanate und russische Herrschaft

Während der Zeit der Khanate (1599–1867) waren die Juden verschiedenen Einschränkungen und Diskriminierungen unterworfen: In den Städten hatten sie in speziellen Quartieren („mahalla“) zu wohnen,¹⁹ in denen meist auch Schulen und das Kulturzentrum angesiedelt waren. Die Bucharer Juden mussten durch ihr Äusseres (Kleidervorschriften wie etwa spezielle Mustierung oder besonderer Hut) als Juden zu erkennen sein. Als Nichtgläubige unterlagen sie einer überproportionalen Steuerpflicht, welche mittels eines Schlages ins Gesicht quittiert wurde. Es kam zu erzwungenen Konversionen, wobei die zum Islam übergetretenen Juden, unter dem Ausdruck ‚Chala-Gemeinde‘ (den ‚marranos‘ in Spanien ähnlich) bekannt, in der Moschee beten mussten, zu Hause jedoch versteckt den Sabbat einhielten.²⁰ Wurden sie entdeckt, drohte ihnen die Erhängung oder gar das Hinauswerfen aus einem Turm. So war es denn wenig erstaunlich, dass die Bucharer Juden in

¹⁶ Ein solches Weinlied ist beispielsweise abgedruckt bei T. EMELYANENKO, Central Asian Jewish Costume, in: *Facing West*, S. 60.

¹⁷ Diese Meinung wird beispielsweise im Artikel ‚Bukharisch-Jüdische Immigranten in Queens‘ vertreten, in: *Aufbau* 14, 9. Juli 1999, S. 17.

¹⁸ *Encyclopaedia Judaica*, Volume 4, Jerusalem 1971, S. 1470.

¹⁹ Mahallas gibt es heute noch in Buchara, Samarkand, Schahr-e Sabs, Karmana, Kattakurgan und in Städten des Fergana-Tals, nämlich in Kokand und Margilan. In Andischan, Fergana und Namangan existieren sie nicht mehr.

²⁰ Über die sogenannten Chalas, die moslemischen Juden, siehe A. KAGANOVIC, O evrejach-musul'manach, prozivajuscich v Turkestanskom krae, in: I. Dvorkin (ed.), *Evrei v srednej Azii*, S. 116–132.

der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die nach Mittelasien vorrückenden christlichen Russen als Retter begrüssten. Die im Vergleich zu den aschkenasischen Juden reicheren Bucharer Juden waren schon früher in Russland angesehener und durften etwa auf den Märkten von Orenburg und Nizhni Novgorod Handel treiben, was den russischen Juden untersagt war. Zwischen 1864 und 1875 wurde fast ganz Mittelasien vom russischen Zarenreich erobert. Die wirtschaftlichen Kontakte zwischen Russland und Mittelasien wurden zu einem grossen Teil von Bucharer Juden abgewickelt. Pinchas Kaziev oder Boruch Murdachaev begannen beispielsweise Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, bedeutende Handelsbeziehungen mit den bekannten Moskauer Fabrikanten Morozov, Baranov oder Seremet'ev aufzubauen.²¹ Es kam zu grösseren Migrationsbewegungen, da in den von den Russen annektierten Gebieten (Samarkand, Taschkent, Fergana-Tal) – das Generalgouvernement Turkestan – die Juden zumindest bis 1889 (dann wurde auch dort zwischen zugezogenen und ‚einheimischen‘ Juden unterschieden) kaum Beschränkungen unterworfen waren,²² wohingegen sich die Situation in den Khanaten Buchara und Chiva, die formell als Protektorate nun zwar dem Zaren unterstanden, nicht verbesserte.²³ Auch die Emigration nach Palästina nahm zu, und die Bucharer Juden gründeten 1892 in Jerusalem ihr eigenes spirituelles Zentrum im Viertel ‚Rehovot‘, wo

²¹ Vgl. über die unternehmerischen Tätigkeiten der Bucharer Juden im vorrevolutionären Turkestan den Beitrag von R. RABIC, *Predprinimatel'skaja dejatel'nost' bucharskich evreev v dorevolucionnom Turkestane*, in: I. Dvorkin (ed.), *Evrei v srednej Azii*, S. 92–109.

²² Über die rechtliche Situation der Bucharer Juden im Generalgouvernement Turkestan siehe R. RABIC, *Predprinimatel'skaja dejatel'nost' bucharskich*, S. 102ff. Rabic vertritt die Meinung, dass bereits 1870 der als liberal geltende Gouverneur, der russische General Konstantin Petrovic Kaufmann, Einschränkungen bezüglich des wirtschaftlichen Unternehmertums der Bucharer Juden (etwa im Bereich der Schankwirtschaft) in die Wege geleitet und damit sogar antisemitische Ausfälle provoziert hat. Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts verschärfte sich die Lage weiter, als die ‚nichteinheimischen‘ Bucharer Juden des Generalgouvernements (diejenigen, die vor der russischen Eroberung nicht im Gouvernement Turkestan wohnten, d. h. also hauptsächlich diejenigen aus dem Khanat Buchara) in bestimmte Gebiete (auch als mittelasatischer ‚Ansiedlungsrayon‘ – certy osedlosti – bezeichnet), meist Grenzstädte, abgeschoben wurden. Zu diesen zählten Osh, Kattakurgan, Petro-Aleksandrovsk und später Samarkand, Kokand und Margilan. Die Benachteiligung der Bucharer Juden des Generalgouvernements im wirtschaftlichen Bereich, z.B. beim Erwerb von Grund und Boden, nahm nach 1909 weiter zu (vor allem aus Konkurrenzgründen), hauptsächlich unter dem Generalgouverneur A. V. Samsonov. Er forderte 1910 sogar, dass alle Bucharer Juden im kleinen Kreis Kattakurgan zu leben hätten. Im gleichen Jahr erbaten Hunderte von Bucharer Juden – vergeblich – die Verleihung der russischen Staatsbürgerschaft.

²³ *Encyclopaedia Judaica*, Volume 4, Jerusalem 1971, S. 1471.

1914 bereits 8 % aller Bucharer Juden wohnten. Im März 1918 kam es in Buchara zu antisemitischen Ausschreitungen der Bevölkerung; physischer Schaden konnte lediglich dank des Eingreifens von Truppen des Emirs verhindert werden. 1920 wurde der letzte Emir von Buchara durch die von den Bucharer Juden mehrheitlich unterstützten Sowjets abgesetzt und die ‚Bucharische Sowjetische Volksrepublik‘ gegründet, die 1924 als Bestandteil der Usbekischen Sozialistischen Sowjetrepublik in die Sowjetunion integriert wurde.

Synagogenausstattung und Brauchtum

Während einige Familien von Bucharer Juden in früheren Zeiten eine zentrale Rolle im Seiden-, Baumwoll- und Tabakhandel spielten und etliche Fabriken in ihrem Familienbesitz standen,²⁴ wurden sie nach der Machtübernahme der Sowjets ihrer traditionellen Einkommensquelle beraubt.²⁵ Noch kennen die alteingesessenen Usbeken in Samarkand, der Stadt des Staatsmannes und Wissenschaftlers Ulughbek, den vorrevolutionären Namen des von riesigen Bäumen gesäumten parkähnlichen Universiteti-Bulvar: ‚Abramova‘, von den Sowjets später nach Maxim Gorki umbenannt. Heute ist die Armut der jüdischen Gemeinden Mittelasiens zwar auf den ersten Blick weniger sichtbar als in anderen Gebieten der früheren UdSSR, doch sitzen unter dem ‚aivan‘, dem von Holzsäulen getragenen terrassenartigen Vordach, vor der 1891 an der Elizarova Nr. 5 erbauten Gumbaz-Synagoge in Samarkand etliche alte Männer, die beim fremden Besucher um einige Sum betteln. Der weissgetünchte Kuppelbau, an dessen Seiteneingang sich ein Weinstock gegen den stahlblauen Himmel hinaufwindet, liegt inmitten des jüdischen Quartiers mit seinen verwinkelten Gassen und niederem, mit Häcksel gemischten Lehmhäusern. Das Innere des Gotteshauses, welches mit seiner hellblauen und sternförmig verzierten Decke dem Himmelsfirmament gleicht, weist verschiedene Besonderheiten auf: Im Gegensatz etwa zu

²⁴ Die Namen Poteljachov, Simchaev, Abramov, Vad'jaev, Kalantarov oder Fusailov stehen für den Reichtum bucharisch-jüdischer Fabrikanten, welche einen grossen Prozentsatz der industriellen Produktion kontrollierten.

²⁵ Unter den Bucharer Juden gab es selbstverständlich auch viele mit handwerklichem Beruf sowie Gewerbetreibende, wie beispielsweise Schuhmacher, Schneider, Haarschneider, Fleischer, Uhrmacher, Photographen oder Krankenschwestern. Etliche dieser Professionen sind heute unter den Bucharer Juden verschwunden. Einzelne Städte waren früher bekannt für ihre typischen Berufe, so etwa Shahr-e Sabs für seine Koffermacher oder Kokand für seine Fleischer.

den Synagogen in Georgien²⁶ gibt es in den Synagogen Usbekistans keine eigentlichen Frauengalerien (die Frauen bleiben in der Gumbaz-Synagoge, wenn sie überhaupt zum Gottesdienst kommen, in einem Seitenraum hinter einem Holzgitter stehen), und der Aron ha-Kodesch, der Toraschrein, bei den Sepharden ‚Hechal‘ genannt, befindet sich in diesem Falle an der Südwand (in den Synagogen Usbekistans ansonsten meist an der Westwand), wenn immer möglich gegen Jerusalem gerichtet. Wie in Persien gebräuchlich, wird die Torarolle in einer hölzernen, prismenförmigen, mit Samt gepolsterten und Ornamenten geschmückten Truhe aufbewahrt. Das Lesepult (bima), hier als ‚teva‘ bezeichnet, steht in der Mitte des quadratischen Gebetsraumes.

Die mehr als 250 Jahre alte Synagoge an der Central‘naja ulica Nr. 20 in Buchara, unweit des einst wichtigsten Handelsplatzes Lab-e Haus (Wasserbecken), an dessen Ufer (lab) heutzutage alte Männer unter schattenspendenden Bäumen Grüntee schlürfen und auf hölzernen ‚sufa‘ (als Bett oder Esstisch dienende Podeste) Domino oder Schach spielen, wird zur Zeit renoviert. Lediglich der Hauptgebetsraum kann auf besonderen Wunsch hin besichtigt werden. Der weissbärtige Synagogenvorsteher zündet etwas unwirsch die Lampen und Leuchter an, um gleich anschliessend den Besucher auf die enormen elektrischen Kosten hinzuweisen und eine Spende zu erbitten. Sowohl in Samarkand wie auch in Buchara gibt es heutzutage keinen einheimischen Rabbiner – in sephardischen Gemeinden Mittelasiens ‚Chacham‘ (hebr. ‚Weiser‘) genannt – mehr (der letzte starb in den frühen achtziger Jahren), häufig kommen jedoch neu ausgebildete Rabbiner aus Israel und den USA hierher. Ein ‚Chacham‘ übte früher hierzulande die so unterschiedlichen Aufgaben des ‚schochet‘ (Schächter), des ‚mohel‘ (Beschneider), des ‚melamed‘ (Lehrender) und des ‚chasan‘ (Vorbeter) aus.²⁷ Jedoch besteht auch heute noch die Möglichkeit, koscheres Fleisch und zu Pessach Mazzen zu kaufen,²⁸ und selbst ein Beschneider ist ab und zu noch tätig.

²⁶ Dymshits, Eastern Jewish Communities, S. 26.

²⁷ Häufig war der ‚Chacham‘ in zentralasiatischen Gemeinden gleichzeitig auch Gemeindevorsteher, Nassi genannt, mit Zuständigkeiten im Rechtswesen innerhalb der Gemeinde, aber auch Vertreter seiner Gemeinde für den Kontakt zum Emir.

²⁸ In den sechziger Jahren wurde die jüdische Gemeinde von Samarkand von den Behörden angewiesen, gegen die Sendung von Mazzen aus dem Ausland Protest einzulegen. Im Jahre 1975 ist auf Anordnung des KGB vom Zentralkomitee der KPdSU ein Erlass (Nr. N547-A) ergangen, in dem die Zollorgane und die Postbehörden angewiesen werden, die Einfuhr von Mazzen in die UdSSR zu unterbinden.

Unterschiede zwischen Aschkenasim und Sepharden

Moses (Misa) Cul'paev, Bucharer Jude und Vertreter von Sokhnut in Samarkand, weist darauf hin, dass hauptsächlich die aschkenasischen Juden in Usbekistan kaum noch religiös sind.²⁹ Für den Besuch in der Synagoge reiche bei den Aschkenasim auch schon mal eine Baseballmütze anstelle einer richtigen ‚Kippa‘, die hier allerdings ohnehin mit der Kopfbedeckung der Usbeken identisch ist. Früher lebten die Glaubensbrüder eher getrennt,³⁰ es gab kaum Heiraten zwischen Angehörigen beider Gruppierungen. Nicht selten kam es zu Konflikten aufgrund unterschiedlicher Glaubens- und Mentalitätsvorstellungen. Die Bucharer Juden konnten beispielsweise nicht verstehen, weshalb sich der bedeutende Rabbiner des Mittelalters, Gershom ben Jehuda, gegen die Polygamie aussprach. Die zugewanderten Aschkenasim ihrerseits waren häufig erstaunt über die spärliche Ausstattung der sephardischen Synagogen. Gab es in Samarkand früher zwei Kulturzentren, hat man sich heute zusammengetan. In Buchara existiert noch eine eigene Schule für die Bucharer Juden, die ihren eigenen Dialekt, das dem Farsi ähnliche Jüdisch-Tadschikische sprechen (das in hebräischen Lettern geschrieben wird), wohingegen die Aschkenasim eine russische Schulbank drücken.³¹

²⁹ Allerdings – so schreibt die St. Petersburger Wissenschaftlerin T. Vysenskaja – weist heutzutage auch bei der überwiegenden Mehrzahl der Bucharer Juden der Zusammenhalt der Gemeinde eher formelle Züge auf, die sich aufgrund gemeinsamer Wurzeln ergeben. Doch trotz stetig abnehmender Anzahl von Juden in Usbekistan werden verschiedene religiöse Bestimmungen – wie etwa die jährlichen – eingehalten. In begrenztem Masse haben sich auch die Speisegesetze, die Einhaltung des Sabbat oder der regelmässige Besuch in der Synagoge – erhalten. Siehe dazu: T. VYSENSKAJA, Rezul'taty ekspedicij v srednju Aziju, in: I. Dvorkin (ed.), *Evrei v srednej Azii*, S. 34.

³⁰ Die vor den deutschen Truppen während des Zweiten Weltkrieges geflohenen aschkenasischen Juden lebten beispielsweise nur in den ersten paar Jahren nach dem Krieg in den traditionellen bucharisch-jüdischen Stadtvierteln.

³¹ Im Zuge der Assimilierungskampagne und des Kampfes der Sowjetregierung gegen den Zionismus wurde ab 1919 auch verstärkt gegen den Gebrauch des Hebräischen – „Sprache des Kleinbürgertums“ – in jüdischen Schulen der UdSSR gewettert. Obwohl nie verboten, unterdrückten auch die jüdischen Parteisektionen (Jevsek cii) die „bourgeoise, klerikale“ hebräische Sprache auf jede nur mögliche Weise. Allerdings waren die Verhältnisse in der damaligen Sozialistischen Sowjetrepublik Turkestan bereits damals schon anders als in anderen Gebieten der UdSSR, und selbst 1924 wurde noch auf Hebräisch unterrichtet, obwohl die Behörden das ‚Tadschikische‘, wie die Regierung die Sprache offiziell nannte, für den Unterricht der Bucharer Juden propagierte. Vgl. zu diesen Auseinandersetzungen und der Schliessung der Chadarim in Sowjeturkestan R. RABICH, Bukharan-Jewish Schools in Turkestan in the Early Soviet Period, 1917–1924, in: *Jews and Jewish Topics in the Soviet Union and Eastern Europe* 18 (1992), S. 27–36.

Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden gibt es bei den Bucharer Juden – im Gegensatz zu den Aschkenasim – äusserst selten, was Nachwuchsprobleme zur Folge hat. Die hiesigen Aschkenasim sind nur mehr selten, etwa bei hohen Feiertagen, in der Synagoge anzutreffen. Und doch hatten der Zustrom aschkenasischer Juden nach Zentralasien und die damit verbundene Möglichkeit für junge Bucharer Juden, eine Jeschiwa im europäischen Teil Russlands – in Wilna oder Warschau – zu besuchen, die Isolation der Bucharer Juden ohne Zweifel aufzubrechen geholfen.

Heutzutage sind solche Beobachtungen vielen gerade noch eine Randnotiz wert, doch zeugen sie von der einzigartigen Vielfalt und Komplexität des jüdischen Volkes. *Den* Juden gibt es nicht – das wird einem auch hier immer wieder vor Augen geführt. Selbst auf den Friedhöfen von Samarkand und Buchara ist die Trennung der beiden Gruppierungen ersichtlich; so waren in Samarkand die Friedhöfe für Aschkenasim und Sepharden ursprünglich geographisch getrennt angelegt. Der von uns besuchte Friedhof zwischen den Strassen ulica Umara Dzurakulova und ulica Taskent wurde 1839 erbaut und zählt mehr als 6000 Gräber.³² Misa Cul'paev weist mit einer Hand auf die eher ungepflegten Gräber der aschkenasischen Juden (von diesen gibt es hier ungefähr 1000) auf dem sandigen, salzhaltigen Boden. Der Aschkenase sei im Allgemeinen der offenkundigere Mensch, der sich der Gesellschaft stelle, der Bucharer Jude der bescheidenere, der seinen Reichtum nicht sogleich zeige. Letzteren sei beispielsweise das Gedächtnis an die toten Angehörigen äusserst wichtig – eine andere Art von Reichtum, welche sich in den teilweise kolossalen und eindrücklichen Grabsteinen widerspiegelt. Familiennamen wie Chaimov oder Boruchov erinnern hier an einstigen jüdischen Wohlstand (der allerdings auch früher nicht dem Durchschnitt entsprach). Über den meisten Inschriften sind, was im Judentum eher unüblich ist, Porträts der Verstorbenen in die schwarzen Marmorplatten eingeritzt. Auf dem Gelände des Friedhofes existiert auch ein spezieller Raum für die rituelle Waschung der Verstorbenen. Eines der grössten Probleme für die immer kleiner werdende jüdische Gemeinde ist die Instandsetzung des ‚Hauses der Ewigkeit‘. Spenden hauptsächlich aus den USA helfen, die jeweils dringlichsten Arbeiten zu erledigen.

Überhaupt haben jüdische Organisationen hier alle Hände voll zu tun. ‚Sokhnut‘ ist in Usbekistan offiziell registriert und hilft finanziell vor allem denjenigen, die nach Israel ausreisen wollen. Eine Emigration in die USA,

³² Einige Schätzungen sprechen gar von 11 000 Gräbern. Über die jüdischen Friedhöfe in Usbekistan siehe T. VYSENSKAJA, Rezul'taty, S. 61ff.

welche vor allem die Bucharer Juden vorziehen, unterstützt Sokhnut nicht, die Ausreise nach Deutschland lehnt die nach der Gründung des Staates Israel errichtete Organisation strikt ab. In Usbekistan tätig ist aber auch das 1914 in New York gegründete ‚American Jewish Joint Distribution Committee‘. Zusammen mit der von Brooklyn aus weltweit operierenden chassidischen ‚Chabad-Bewegung‘³³ unterstützt ‚Joint‘ verschiedene wohltätige Projekte: So etwa existiert in Samarkand ein Zentrum, in dem alleinstehende und vorwiegend ältere Menschen ein- bis zweimal in der Woche ein kostenloses Essen beziehen und einen Arzt aufsuchen können. Selbst die israelische Botschaft hilft mit finanziellen Zuschüssen, beispielsweise bei der Bezahlung des Lohnes für die Redaktoren der jüdischen Zeitungen ‚Gescher‘ (Brücke) und ‚Schofar‘ (Widderhorn). Angesehen ist hier auch die nicht registrierte und 1980 in Jerusalem gegründete Organisation ‚Midrash Sephardi‘, welche vernachlässigte sephardischen Gemeinden in der Diaspora von Kowloon bis Buenos Aires unter die Arme greift.³⁴

Obwohl es in Zentralasien immer weniger Juden gibt, scheint die Arbeit der verschiedenen Hilfsorganisationen nicht geringer zu werden. Im Gegen teil: Ständig müssen die Listen der zwischen Chymgent in Kirgisien und Aschchabad in Turkmenistan (von hier starten die Direktflüge mit den Ausreisewilligen nach Israel) lebenden Juden ergänzt werden, denn es melden sich fast täglich Personen, die auf ihrer jüdischen Abstammung beharren. Dies muss erst bewiesen werden, um dann – wenn eine positive Beurteilung feststeht – häufig zu konstatieren, dass die meisten (Aschkenasim) mit Nichtjuden verheiratet sind, was das Problem in Zentralasien zwar vermindert, in Israel jedoch vergrössert. Vielleicht sind alle uns auf Erden begegnenden Rätsel und Prüfungen aber auch nur eine Täuschung, so die Ansicht eines beim sowjetischen Einmarsch in die Tschechoslowakei 1968 und beim Überfall auf Afghanistan 1980 dabeigewesenen Samarkander Taxifahrers, der uns in die Gräberstadt Schah-e Sende fährt, wo über einem Mausoleum die Worte stehen: „Glaube nicht an das gegenwärtige irdische Leben, gedenke des zukünftigen jenseits des Grabes.“

³³ Noch im Oktober 1998 verweigerten die usbekischen Behörden dem der Lubawitscher Chabad-Bewegung angehörigen amerikanischen, in Russland geborenen Rabbiner Abba David Gurevic die Einreise nach Usbekistan. Die Affäre wurde allerdings wenig später zwischen Chabad und dem usbekischen Außenministerium beigelegt, und Gurevic erhielt im März 1999 die offizielle Akkreditierung als Vertreter von Chabad in Usbekistan. Angaben nach Jewish Telegraphic Agency (JTA) vom 1. Oktober 1998, 22. Oktober 1998 und 25. März 1999.

³⁴ Vgl. dazu deren Internet-Website – URL: <http://www.midrash-sephardi.com/> (recherchiert am 20. 8. 1999).